

MARIANNE BRÜN

Ermutung muß vom Begehren herkommen

STEFAN AMZOLL: Frau Brün, verstehe ich Ihr Arbeitscredo richtig, so wollen Sie in Gemeinschaft mit anderen den Blick öffnen auf bisher ungenutzte Möglichkeiten gesellschaftlichen Zusammenlebens. Warum interessiert Sie das?

MARIANNE BRÜN: Weil ich unzufrieden bin mit der Gesellschaft, in der ich lebe; weil ich unzufrieden bin mit sämtlichen Gesellschaften, in denen ich gelebt habe, und der Meinung bin, daß eine Gesellschaft aus Menschen besteht und von ihnen verändert werden kann. Das wird allerdings immer schwieriger in einer Zeit, da mehr und mehr Macht in den Händen immer weniger Menschen liegt, in deren Interesse es ist, den status quo zu erhalten.

Marianne Brün – Jg. 1929, Tochter des Schauspielers und Regisseurs Fritz Kortner. 1971–1988 Dozentin für Gesellschaftsveränderung an der University of Illinois. Seit 1968 Mitglied der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit.

Von ihr gibt es folgende autobiographische Notiz:

»Ich habe an neunundfünfzig Adressen in sieben Ländern gelebt, dreiundzwanzig Schulen besucht, achtzehn bezahlte, unzählige unbezahlte Stellungen, zwei Ehemänner, zwei Kinder und viele wichtige Freundschaften gehabt; vor allem jedoch bin ich eine ungeduldige Gesellschaftskritikerin gewesen in den sechsundsechzig Jahren, seitdem ich in Berlin als Kind zweier bekannter Theaterleute auf die Welt kam.«

STEFAN AMZOLL: Gesellschaft als historisch entstandene Gesellschaft, infolgedessen historisch vergängliche, darum historisch veränderbare Gesellschaft. In diesem Sinne?

MARIANNE BRÜN: Ja. Sie ist aber jeweils die Gesellschaft, die konkrete Gesellschaft. Wenn sie verändert wird, ist sie dann wiederum die Gesellschaft. Was wir aus ihr machen, hängt von uns ab. Allerdings ist das Uns zu klein geworden.

STEFAN AMZOLL: Die Verbindung von Politik, Geisteswissenschaft und Kunst interessiert Sie: auch deswegen, weil Sie in den USA registrieren mußten, daß eine Entpolitisierung in Permanenz stattfindet?

MARIANNE BRÜN: Die Entpolitisierung hat schon weitgehend stattgefunden. Die Schulen, die Medien, die Kirchen, die ganze Gesellschaft (mit Ausnahme einiger Nischen) ist darauf angelegt, daß kritisches Denken über den status quo hinaus nicht aufkommt. Ich habe zwanzig Jahre an der University of Illinois gearbeitet und immer wieder gestaunt, wie politisch ahnungslos die Studenten sind, wenn sie auf die Universität kommen. Sie wissen kaum, was eine Gesellschaft ist, welche Rolle die Wirtschaft spielt, und wovon sie überhaupt keine Ahnung haben, ist, daß es auch anders sein könnte. Dann wiederum bin ich erstaunt, mit welcher Lust sie Neues aufsaugen. Sie sind dann so interessiert und so scharf drauf, über gesellschaftliche Probleme nachzudenken, wenn sie einmal drauf gestoßen werden, daß sie gar nicht genug davon haben

können. Mir macht es immer wieder große Freude, in den USA mit den Studenten zu arbeiten; es ist ein dankbares Unternehmen.

STEFAN AMZOLL: Normalerweise heißt so ein Fach, das Sie lehren, Soziologie, oder es wird mit Soziologie in Verbindung gebracht. Sie nennen es »Gesellschaftsveränderung«.

MARIANNE BRÜN: Social Change.

STEFAN AMZOLL: Haben Sie diesen Titel Ihrem Lehrkonzept selbst gegeben?

MARIANNE BRÜN: Zusammen mit den Studenten. Ich war Mitglied einer experimentellen Abteilung der University of Illinois, Unit One. Da waren wir nicht Teil eines herkömmlichen akademischen Fachs; wir konnten neue Fächer, neue Seminare und Klassen entwickeln. Manches davon wurde später von der Universität übernommen, vieles nicht. Unsere Absicht war, neuartige Angebote zu machen, um den Studenten etwas zu geben, die meinten, daß die Universität ihnen nichts zu bieten habe, was sie wirklich interessiert. Die Studenten und wir von der Fakultät waren übrigens in unseren Kommissionen paritätisch vertreten: Alle Entscheidungen in diesem Unit One wurden gleichrangig und gleichberechtigt getroffen. Die Studenten schlugen häufig die Kurse und Seminare für das kommende Semester selbst vor, und wir entwickelten dann gemeinsame Vorstellungen. Danach mußte ich einen Titel finden und eine Kursbeschreibung zusammenbasteln, die für »oben« akzeptabel war.

STEFAN AMZOLL: Sie haben gleichsam die Dimension der Veränderbarkeit in Ihre Organisationsstruktur mit hineingenommen. Kann man das so sagen?

MARIANNE BRÜN: Ja, das kann man sagen. Das finde ich auch notwendig. Man kann nicht »Veränderbarkeit« lehren und dabei »unveränderbar« bleiben. Das wäre grotesk.

STEFAN AMZOLL: Status-quo-Denken und Depolitisierung auf der ganzen Linie sind ja keineswegs nur US-amerikanische Phänomene, sondern...

MARIANNE BRÜN: ...das wurde in Europa schnell nachgemacht. Im Osten ist es noch nicht ganz so weit.

STEFAN AMZOLL: Sehen Sie überhaupt noch Ansätze oder Hoffnung, daß sich Inseln von Aufklärung erhalten oder bilden könnten?

MARIANNE BRÜN: Wenige – aber doch. Ich kenne welche, Sie wahrscheinlich auch. Vielleicht gibt es mehr als wir denken. Es ist einfach keine gute Zeit, für sie wirksam zu werden. Menschen, die keine Arbeit haben und auf der Straße leben, sind zu Recht unge-

Stefan Amzoll – Jg. 1943; studierte von 1968 bis 1972 Theater- und Musikwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er arbeitete im Verband der Komponisten und Musikwissenschaftler der DDR als wissenschaftlicher Mitarbeiter, seit 1977 als Musikredakteur und Redaktionsleiter Ernste Musik bei Radio DDR II. Promovierte 1987 über kulturelle Aspekte des Rundfunks in der Weimarer Republik. Nach der Wende Chefredakteur des Kulturprogramms Radio DDR II, übernahm er 1990 die Programmleitung von DS Kultur. Ende 1991 durch Einrichtungschef Mühlfnz und ZDF-Intendant Stolte vom Dienst suspendiert. Danach einige Monate arbeitslos. Seit 1992 als freier Publizist tätig. – In »UTOPIE kreativ« Heft 57 (Juli 1995) Interview mit Thomas J. Richter.

duldig und daher manchmal eher für eine Rückverwandlung, sogar zum Faschismus, zu haben, als für etwas, das neu ausgearbeitet werden muß. Und: Die von den faschistischen »Inseln« sind gut organisiert und sehr aktiv. Faschistische Parolen finden Gehör; sie sind simpel und klingen erstmal wie schnelle und einfache Lösungen der Probleme.

STEFAN AMZOLL: Eine Demokratie von Gleichgesinnten, kann es die geben, ist die wünschenswert?

MARIANNE BRÜN: Nein. Eine Gesellschaft von Gleichgesinnten finde ich nicht wünschenswert. Im Gegenteil, in einer Demokratie werden viele verschiedene Standpunkte, Ideen und Gedanken gebraucht, Auseinandersetzungen, Reibungen, sogar Spannungen sind auch wichtig. Ich halte nicht viel von Harmonie (weder in der Musik noch in der Gesellschaft). Demokratie, wie sie jetzt existiert, besser gesagt, was so genannt wird, ist auf Gleichgesinnte angewiesen. In dem Moment, in dem es eine wahre Opposition gibt, ist plötzlich alles nicht mehr ganz so demokratisch; es wird einem schnell der Mund verboten – auf subtile oder nicht so subtile Weise. Das habe ich zur Genüge kennengelernt.

STEFAN AMZOLL: Noch vor wenigen Jahren lag der Satz von Rosa Luxemburg kritischen Leuten locker im Munde: Kein Sozialismus ohne Demokratie, keine Demokratie ohne Sozialismus. Das ist heute anders. Sozialdemokraten getrauen sich das Wort Sozialismus kaum mehr auszusprechen, obwohl der Begriff immer noch Bestandteil ihrer – inzwischen ziemlich verlotterten – sozialen Programmatik ist. Demokratie sei auch ohne Sozialismus zu haben. Nachdem der Realsozialismus so jämmerlich versagt hat, ist das ja auch kein Wunder. Brauchen zukünftige Veränderungen neue Begriffe?

MARIANNE BRÜN: Neue Begriffe vielleicht. Den Satz von Rosa Luxemburg unterschreibe ich aber sofort. Selbstverständlich kann man ihn nicht allein und ungeschützt stehen lassen. Erst muß man sich darüber einigen, was man mit diesen Begriffen meint; und das ist gar nicht so leicht. Was im sogenannten Realsozialismus gewesen ist, würde ich Noch–nicht–Sozialismus nennen; doch hat es wichtige Schritte hin zu einem Sozialismus gegeben. Wer den Realsozialismus kritisiert, ohne das zu betonen, hat mehr Interesse am Kaputtmachen, als am Suchen neuer Wege zu einem demokratischeren Sozialismus. Lange dauerte es und bedurfte vieler Anläufe und Versuche, ehe sich der Kapitalismus durchsetzte. Von jedem Versuch hat man viel lernen können. So wird es auch mit dem Sozialismus sein. Unmöglich mir vorzustellen, daß letzten Endes Menschen nicht weiterhin bestrebt sein werden, das zustande zu bringen – egal unter welchem Namen – , was ich Sozialismus nenne; dazu gehört allerdings, daß alle Bürger an den ihnen wichtigen Entscheidungen der Gesellschaft beteiligt sind. Gerade das hat im Realsozialismus gefehlt, auch aus historischen Gründen, die ich verstehen kann; es wurde aber kein Übergang gefunden, um

Bürger mehr und mehr an den Entscheidungen des Staates zu beteiligen. Zu vieles kam von oben. Ob es anders geht, wie es anders geht, weiß ich nicht. Daß es anders gehen muß, davon bin ich überzeugt. Probieren müßte man, viel probieren.

STEFAN AMZOLL: Alexis de Tocqueville wollte in seinem Buch über die »Demokratie in Nordamerika« ergründen, was von der Demokratie zu erhoffen oder zu fürchten sei. Man muß heute wohl eher um sie fürchten. Oder...

MARIANNE BRÜN: ...de Tocqueville hat schon damals, vor über 150 Jahren, während seiner Reise durch die USA, viele der Widersprüche und Schwierigkeiten der dort existierenden Demokratie erkannt. Inzwischen hat der Begriff »Demokratie« so viele Bedeutungen angenommen, daß er eigentlich gar keine mehr hat. Über den Begriff »Sozialismus« wurde ja in den letzten Jahren viel diskutiert, und die Frage, ob der »real existierende« – oder real nicht mehr existierende – Sozialismus auch wirklich Sozialismus gewesen sei (oder ob er real nie existiert habe), ist immer wieder erörtert worden. Niemals habe ich davon gehört, daß auf ähnliche Weise die Demokratie in Frage gestellt wurde. Man überlegte also nicht, ob denn die »real existierende« Demokratie überhaupt eine Demokratie sei. Genau genommen bedeutet Demokratie ja »Herrschaft des Volkes« – so steht es im Wörterbuch. Das käme ja dem, was ich will, schon recht nahe. Aber gibt es das irgendwo, auch nur im Ansatz? Demokratie ist auch »jedes politische oder Gesellschafts-System, das nach einer Verringerung sozialer und wirtschaftlicher Gegensätze strebt«. Kein Wunder also, daß ich der Meinung bin, daß Marktwirtschaft und Demokratie im Widerspruch zueinander stehen.

STEFAN AMZOLL: Wovon aber ist ein Gelingen der Demokratie abhängig? Unter welchen sozialen Bedingungen kann Demokratie sich entfalten? Kann Demokratie überhaupt gelingen?

MARIANNE BRÜN: Eigentlich ist die Antwort bereits in den Definitionen enthalten: Der Weg zur Demokratie muß von einem Streben nach Verringerung sozialer und wirtschaftlicher Gegensätze begleitet werden. Wie das zu bewerkstelligen ist, wird vom Volk ausgearbeitet. Vielleicht an vielen Runden Tischen; die Runden Tische während der Endzeit der DDR haben mich beeindruckt und mir konkrete Hoffnung gemacht. Im Prozeß dieser Arbeit, so stelle ich mir vor, wird langsam, sehr langsam, die Bevölkerung lernen, was Demokratie ist und wie man mit ihr umgehen kann. Ich muß hinzufügen, daß dies alles wohl nur dann funktionieren kann, wenn ein Land über einen gewissen Reichtum verfügt. Mit Armut, selbst gerecht verteilt, wird man keinen großen Erfolg erzielen. Wo Armut, Mangel und Not weit verbreitet sind, kann – fürchte ich – keine Demokratie und auch kein Sozialismus gelingen. Früher habe ich das Wort Demokratie nicht so viel in den Mund genommen; ich meinte, es sei schon im Begriff Sozialismus enthalten. Ich bin da vorsichtiger geworden.

STEFAN AMZOLL: Das bedeutet nach Ihrem Demokratieverständnis, daß der Begriff etwas ist, an dem eine Realität gemessen wird. Wäre es nicht besser, den Begriff dynamisch zu setzen, als Begriff aus einer Gesellschaftsbewegung heraus?

MARIANNE BRÜN: Mir wäre es in diesem Falle lieber, daß der Prozeß, die Demokratie zu erlernen, dynamisch sei, als unbedingt der Begriff. Ich will auch keineswegs behaupten, daß demokratische Züge, Aspekte der Demokratie, demokratisches Verhalten nicht schon vorhanden sein können, lange vor dem Entstehen einer wirklichen demokratischen Gemeinde – eines demokratischen Staates – einer demokratischen Welt. Es gibt sie auch bereits zum Teil in einigen Ländern, vielleicht sogar wichtige Teile, aber es fehlt überall das Wesentliche.

STEFAN AMZOLL: Frau Brün, sie sagten einmal, Sie fühlten sich einer verzweifelten Jugend gegenüber mitverantwortlich. Meinen Sie damit auch Ihre eigene Jugend?

MARIANNE BRÜN: Meine Jugend war keineswegs verzweifelt. Zwar haben meine Familie und ich, als ich drei war, Deutschland verlassen: Wir waren dann Asylanten, haben aber viel Glück gehabt und wurden sowohl in England als in den USA trotz der wirtschaftlich schlechten Zeiten sehr gut aufgenommen. Das hatte seinen Grund nicht zuletzt darin, daß der Name meines Vaters, hauptsächlich durch Stummfilme, auch in anglo-sächsischen Ländern bekannt war. Meine Eltern haben es trotzdem schwer gehabt; selbst mein fünf Jahre älterer Bruder, der die Anfänge der Nazizeit sehr wohl mitbekommen hat, hatte eine viel verstörtere Kindheit als ich. Wenn man eine Emigration mit drei anfängt, dann ist sie eigentlich keine, da man das nicht kennt, was verlassen wurde, nicht einmal wirklich begreift, daß man was verlassen hat. Zwar hat man dann nie eine »Heimat«, aber ich bin gar nicht überzeugt, daß das ein Nachteil ist. Die ganze Zeit während des Krieges habe ich fest angenommen, und nicht nur ich, daß man mit der »besseren Welt nach dem Krieg«, von der dauernd die Rede war, eine sozialistische Welt meinte. Das heißt, ich habe nicht nur mit Hoffnung gelebt, sondern sogar mit Zuversicht.

STEFAN AMZOLL: Und hat die sich erhalten?

MARIANNE BRÜN: In der Nachkriegszeit, als ich nach Deutschland kam, wurden Hoffnung und Zuversicht schwer beschädigt, und eine gewisse Verzeiflung hat sich breit gemacht. Nämlich, als im Westen jeder Versuch in Richtung einer neuartigen Gesellschaft mehr oder minder geschickt abgewürgt wurde. Von Anfang an richteten sich meine Hoffnungen eigentlich auf den Osten. Ich war aber jung und ungeduldig, und das, was ich im sowjetischen Sektor von Berlin und dann in der DDR wahrnahm, war eine Enttäuschung. Es schien mir eine festgefahrene Hierarchie im Staats-, Beamten- und Erziehungswesen zu sein, mit mangelnder Transparenz, und ein daraus entspringendes Gefühl von Unfreiheit und Angst in der

Bevölkerung. Ich verstand damals noch nicht, daß Sozialismus und Demokratie leider bereits auf der Fahne stehen, bevor sie Gestalt angenommen haben, und daß sie bestenfalls in eine Richtung weisen. Dennoch, hätte ich damals das Gefühl gehabt, das Volk sei eingeladen, den Sozialismus herzustellen, ich wäre geblieben. Denn ich denke ja, daß entscheiden heißt, mit den Konsequenzen der Entscheidung, die man trifft, leben zu wollen.

STEFAN AMZOLL: Die Bürger dürfen mit dem Stimmzettel entscheiden.

MARIANNE BRÜN: Wie immer Demokratie heute definiert wird, Wahlen sind offenbar ihr einziger Bestandteil. Was und wozwischen zu wählen ist, daran sind wir nicht beteiligt. Manchmal habe ich den Eindruck, als wähle man immer nur zwischen Aids und Krebs.

STEFAN AMZOLL: In Ihrem Weltverständnis, Frau Brün, pendeln Sie immer wieder zwischen Hoffnung und Zweifel. Eine solche Haltung ist keineswegs selbstverständlich, wenn man bedenkt, daß viele Intellektuelle nicht nur hierzulande noch ihre letzten Hoffnungen aufgegeben haben. Was gibt Ihnen Hoffnung?

MARIANNE BRÜN: Letzten Endes ist Hoffnung etwas, was man nur selber produzieren kann. Es wird einem nicht gegeben. Analog ist es bei dem sogenannten »Interessanten«. Ich sage, es gibt nichts Interessantes schlechthin, sondern man muß das Interesse für etwas selber produzieren. So ist es wohl auch mit der Hoffnung. Beides produziert man vom Wollen her.

STEFAN AMZOLL: Meinen Sie mit Hoffnung einen Gerechtigkeitswillen, der sich Geltung verschaffen müsse?

MARIANNE BRÜN: Es ist durchaus ein Wille, nicht unbedingt ein Gerechtigkeitswille. Ich sehe mich um in der Welt und finde so gut wie nichts Positives in der Entwicklung: Es gibt überall Krieg, Armut, und in allen Ländern verschlechtert sich die Lebenslage der meisten Menschen. Auch wenn »Gerechtigkeit«, was immer das sein mag, nicht möglich ist, so wäre ich für den Moment schon zufrieden, wenn alle Menschen auf Erden wenigstens das für sie Notwendigste hätten.

STEFAN AMZOLL: Ich möchte noch einmal Tocquevilles Buch »Demokratie in Nordamerika« heranziehen und eine Stelle zitieren, die sich auf Frankreich bezieht: »Die sogenannten von ihrer Religion begeisterten Menschen bestreiten den Nutzen der Freiheit, und die Freunde der letzteren greifen die christlichen Sekten an; sonst edle und großmütige Menschen rühmen die Sklaverei, und sonst gemeine und knechtische Seelen preisen die Unabhängigkeit; rechtschaffene und erleuchtete Bürger sind Feinde aller Fortschritte des menschlichen Geistes, indes unpatriotische und unsittliche Menschen die Apostel der Zivilisation und der Aufklärung sind.« Hier purzeln geläufige ethische und sonstige Zuordnungen höllisch durcheinander, ein Genrebild über die geistige Situation im Frank-

reich des 19. Jahrhunderts. Läßt sich das nicht vergleichen mit heutigen kulturellen Zuständen, in denen der Zynismus Triumphe feiert, und mit Lebensbedingungen, unter denen große Menschengruppen zusehends die Orientierung verlieren und immer hilfloser werden?

MARIANNE BRÜN: Die jetzige Orientierungslosigkeit hängt notwendigerweise mit dem Scheitern des »Sozialismus« zusammen, und sie grassiert keineswegs nur in den Ländern, in denen es diesen noch nicht gelungenen Sozialismus gegeben hat. Plötzlich scheinen alle Wege in dieser Richtung verstopft, abgeschnitten. Die meisten Menschen, denen es schlecht geht oder für die die Zukunft bedrohlich aussieht, schauen gar nicht mehr nach »links«. Wo sie auch hinschauen, alles scheint ausweglos zu sein. Ist es ja auch. Denn die Marktwirtschaft bietet tatsächlich keinen Ausweg. Vor dem Zweiten Weltkrieg hatte sich schon gezeigt, daß ohne Krieg und eine auf Hochtouren laufende Rüstungsindustrie Vollbeschäftigung nicht möglich ist. Wer wie hypnotisiert nur auf die Marktwirtschaft guckt, der empfindet – mit Recht – alles als hoffnungslos.

STEFAN AMZOLL: Robert Jungk hat das »Projekt Ermutigung« entworfen, es gab ganz praktische Modelle in Kuba, ein Havanna ohne Leuchtreklame, Solentiname in Nicaragua existierte als eine von der Bevölkerung errichtete Oase. Das waren exterritoriale Experimente, die sich allesamt letztlich nicht durchsetzten...

MARIANNE BRÜN: ...nicht haben durchsetzen dürfen. Was meinen Sie eigentlich mit exterritorial? Für die Menschen in Kuba und Nicaragua haben diese Experimente nicht exterritorial stattgefunden.

STEFAN AMZOLL: Aber im Großen waren das Ausnahmezustände.

MARIANNE BRÜN: Ein ähnliches Experiment hat auch in Chile stattgefunden. Man darf nicht vergessen, es gab verschiedenartige und wichtige Experimente, die eine große Hoffnung für viele darstellten und aus denen durchaus etwas hätte werden können, wenn die USA nicht militärisch oder durch die CIA eingegriffen hätten. Die Erdroselung kam exterritorial. Kurz nachdem Salvador Allende in Chile gewählt wurde, begann meine Familie ernsthaft daran zu denken, dort hinzuziehen. Mein Mann und ich waren bereits in engem Kontakt mit Studenten und Professoren aus Chile und aus den USA, die dort aktiv mitarbeiteten. Der Schock, 1973 zu erleben, wie das Ganze zu Ende ging, hat bei mir so lange nachgewirkt wie bei vielen in Ostdeutschland vermutlich der Schock über das Ende der DDR.

STEFAN AMZOLL: Ich will auf folgendes hinaus: Ihre Utopievorstellung leitet sich ja eben gerade nicht von solchen singulären Inseln ab, sondern Sie meinen, wenn ich das richtig sehe, Denkwürfe, die noch keine praktische Grundlage besitzen.

MARIANNE BRÜN: Mein Fach heißt »Social Change«. Selbst wenn ich eine Utopie für sehr wichtig halte beim Entwerfen einer neuen

Gesellschaft – als Maßstab außerhalb des Bildes –, so gilt doch mein Hauptinteresse jedem Versuch und jedem Experiment, das in der Wirklichkeit stattfindet.

STEFAN AMZOLL: Welche Fähigkeiten die Menschen besitzen, sich etwas vorzustellen – diese Frage ist ja doch mit drin?

MARIANNE BRÜN: Mangel an dieser Fähigkeit, an Vorstellungskraft, scheint leider so weit verbreitet, wie sie gefährlich ist. Denn nicht nur für Utopien braucht man Vorstellungskraft und Phantasie, auch für das Handeln im Alltag; und es bedarf wiederum der Arbeit in und an der Wirklichkeit, um die Vorstellungskraft, die Phantasie zu erwecken und zu ermutigen.

STEFAN AMZOLL: Sie haben mit Ihren Studenten an der University of Illinois einen Katalog von Wünschen erarbeitet.

MARIANNE BRÜN: Ja, wir haben sie »desires« genannt – also Begehren. Diese Liste war die erste Aufgabe im Seminar »Designing Society«, ein Seminar, in dem wir Schritte formulierten zur Entwicklung einer neuen Gesellschaft.

STEFAN AMZOLL: Was kam dabei heraus? Sie bezeichneten das Begehren, also die Utopie, als »unser Begehren«.

MARIANNE BRÜN: Nicht die Utopie, »unser« Begehren habe ich die Begehren genannt, die auf den Anfangslisten der meisten Studenten vorkamen, und zwar in allen drei meiner Seminare »Designing Society«. Danach haben wir ausführlich die kapitalistische Gesellschaft, in der wir leben, analysiert. Die Studenten haben dann von sich aus begriffen, daß das, was sie begehren, im Widerspruch zu dieser Gesellschaft steht. Wir haben auch verschiedene in der Literatur beschriebene »Utopien« gelesen und besprochen. Erst dann haben wir angefangen mit dem Versuch, eine uns wünschenswerte Gesellschaft, unsere Utopie, zu formulieren. Auf die folgenden Arbeitsgruppen haben die Studenten sich nach langer Diskussion geeinigt: »Sachzwänge, Hindernisse und Widersprüche«, »Kultur«, »Erziehung«, »Stadt- und Landplanung«, »Distribution und Verkehr«, »Wissenschaft, Technologie und Forschung«, »Produktion (Industrie und Landwirtschaft)«, »Gesundheitswesen«. Wir sind nie soweit gekommen, wie wir wollten. Ein Semester ist dafür nicht ganz genug. Es gab am Ende eine Zusammenfassung unter dem Titel »Spuren eines Anfangs – unternommen vom Designing Society Seminar«. 1985 wurde ich dann von der American Society for Cybernetics eingeladen, über diese Seminare zu berichten. Aus dem Bericht und der nachfolgenden Diskussion ist dann ein Büchlein geworden.

STEFAN AMZOLL: Lassen Sie mich einige »desires« antippen, die in Ihrem Buch vorkommen, zum Beispiel das nach dem »Ende der Gewalt und aller gewaltproduzierenden Ideen«. Das widerspricht natürlich vollkommen dem, was heutzutage üblich ist, üblich etwa im Bereich der elektronischen Medien.

Die zehn am häufigsten genannten »desires«:

Wir begehren

1. die sofortige, unaufhörliche und bedingungslose Bedürfnisbefriedigung aller Menschen, wobei »Bedürfnis« sich auf die Voraussetzungen bezieht, die gegeben sein müssen, so daß ein Organismus die Fähigkeit und die Motivierung habe, seine Existenz zu erhalten,
2. in einer Weltgemeinschaft zu leben, in der jeder einzelne Mensch an den Beschlußprozessen der Gesellschaft beteiligt ist,
3. daß weder ein Tabu noch ein rechtlicher oder gesellschaftlicher Vorteil irgendwelchen sexuellen Neigungen, Verbindungs- oder Lebensformen anhafte, und daß die Beziehungen unter Menschen auf einer ständig anwachsenden Fülle von Alternativen beruhen,
4. daß die Familie, so wie wir sie heute kennen, nicht mehr vorkomme, wenigstens nicht als eine wirtschaftliche Einheit,
5. daß Menschen Kompetenz und Zärtlichkeit im Umgang mit Sprache entwickeln mögen,
6. daß Kunst ebenso wie Wissenschaft als unentbehrliche gelte,
7. daß Konkurrenz abgeschafft werde,
8. ein Ende der Gewalt wie auch eines jeglichen gewalt-erzeugenden Benehmens,
9. daß der Nationalstaat verschwinde,
10. daß Glaube von Gedanke und Argument von Bericht unterschieden werde, und daß Glaube nie als Argument gelten dürfe.

MARIANNE BRÜN: Das kann man wohl sagen. Es wäre ja kein utopischer Wunsch, wenn das heute möglich wäre. Auch in der Kunst, der Musik, dem Theater von heute, nicht nur im Fernsehen werden unaufhörlich Gewalt und jede Form von Brutalität gezeigt. Das wiederholte Zeigen der Brutalität ist ja in sich auch eine Brutalität. Bestimmt sind einige Künstler darunter, die dies nicht nur aus kommerziellen Gründen machen, sondern die tatsächlich heute noch glauben, daß das Zeigen von Brutalität abschreckend wirken kann. Dabei scheint es mir so offensichtlich, daß es nur der Gewöhnung und zunehmenden Gleichgültigkeit dient. Es wird ja meistens auf keine Ursachen und keine Auswege hingewiesen. Sondern die Geste des Zeigens ist: so ist der Mensch, so war er immer, so wird er immer sein; man kann Menschen eben nicht ändern. – Komischerweise übrigens behaupten dieselben Leute, die sagen, der Mensch sei unveränderbar, mit der gleichen Bestimmtheit, in der DDR hätten sich die Menschen im Vergleich zur BRD ganz anders entwickelt.

STEFAN AMZOLL: Das mit den Ursachen und Auswegen war in der DDR oft ein Argument gegen Kunst, die realistisch, kritisch sein wollte. Aber das nur am Rande...

MARIANNE BRÜN: In Zeiten, als man noch an eine heile Welt glaubte und meinte, der Mensch sei gut, gehörte es zu den wichtigen, aufklärerischen Aufgaben der fortschrittlichen Kunst, die hübsch geblühten Vorhänge beiseite zu ziehen und die Gewalt, Korruption und Verlogenheit dahinter in Politik und Wirtschaft und in den menschlichen Beziehungen aufzuzeigen. Jetzt, da das alles nackt vor uns täglich auf der Straße liegt, dauernd in den Nachrichten, im Fernsehen und Film gezeigt wird, ist das kein Material mehr für Kunst. An ihr ist es, auf Widersprüche des Gegenwärtigen und auf das vielleicht Veränderliche hinzudeuten, ein kritischer Maßstab für die Unzulänglichkeit unserer Sprache zu sein und – in Analogien wenigstens – das anzudeuten, was wir sehnlichst begehren und in Wirklichkeit noch nicht umsetzen können.

STEFAN AMZOLL: Von Ihren Studenten stammt der Wunsch, daß Konkurrenz abgeschafft werde.

MARIANNE BRÜN: Ja, ein Wunsch, der immer wiederkehrt. Es wird einem zwar erzählt, wenn Menschen nicht durch Konkurrenz und Geld provoziert würden, würden sie überhaupt nicht arbeiten, überhaupt nichts machen. Ich behaupte aber, daß dies nicht von Geburt an so ist, sondern allenfalls erfolgt, nachdem ihnen die Lust und Freude am Machen genommen wurde – und das geschieht sehr früh in unserer Gesellschaft.

STEFAN AMZOLL: Konkurrenz fungiert unter bestimmten Bedingungen als Triebmoment vor allem in der Ökonomie. Die freie Konkurrenz wurde von Marx durchaus gewürdigt, nicht aber ihre Einschränkung oder Abschaffung durch den Zusammenschluß von Industrien.

MARIANNE BRÜN: In der Zwischenzeit hat diese Periode der kapitalistischen Konkurrenz, von der Marx sich wohl nicht vorstellte, daß sie solange dauern würde, unendliches Zeug hergestellt, das von keinem Menschen gebraucht wird, die ganze Umwelt verpestet, Arbeitslosigkeit, Armut, Krankheit und Krieg verursacht. Alles folgerichtig vom Standpunkt dieser Konkurrenz.

STEFAN AMZOLL: Während des Vietnamkrieges haben Sie als Beraterin für Kriegsdienstverweigerer gearbeitet. Warum taten Sie das?

MARIANNE BRÜN: Weil ich gegen Krieg bin. Ich würde jederzeit und unter allen Umständen jungen Menschen helfen, die nicht dienen wollen, und solchen, die sich entschließen zu desertieren. Doch, obwohl ich gegen Krieg bin und meine, daß er auch im »gerechten« Fall nicht zu dem führen kann, wofür er gefochten wird, gibt es Befreiungs- und Verteidigungskriege, die ich verstehe und mit denen ich emotionell auch sympathisiere. So ein Krieg war der Vietnam-Krieg von seiten der Vietnamesen, keineswegs von seiten der USA. Von den USA war dieser Krieg ein durch nichts zu rechtfertigendes Verbrechen, und ich brauche nicht erst die Aussage von McNamara, um dies zu wissen.

STEFAN AMZOLL: Sie sagten ja schon vom Theater, daß es auf seine aufklärerischen Funktionen weitgehend verzichtet. Sie selbst kommen vom Theater. Als Assistentin Brechts arbeiteten Sie mit Benno Besson, Peter Palitzsch und anderen. War Brecht die Figur?

MARIANNE BRÜN: Ich war nur sehr kurz am Berliner Ensemble. Es war trotzdem für mich eine wichtige Zeit, und der in Westberlin mir dann angebotene Ersatz für das BE hat mich nicht nur aus Berlin, sondern aus dem Theater vertrieben. Brecht, sein Theater, seine Stücke, Gedichte und Schriften haben in meinem Leben und Denken eine sehr wichtige Rolle gespielt und spielen sie heute noch. Wenn Sie aber »die Figur« sagen, weiß ich nicht genau, was Sie meinen. Er war einer von mehreren »Figuren«, die auf mein Leben und Denken Einfluß gehabt haben. Seine Werke haben mich nicht im Stich gelassen. Sie waren kritisch und oft sehr böse, nie aber zynisch in ihrer Aussage.

STEFAN AMZOLL: Ich hab den Satz von Ihnen noch im Ohr: »Jemand, der zynisch ist, sollte die Kunst lassen.«

MARIANNE BRÜN: Ja, den Satz lasse ich stehen. Dabei meine ich keineswegs, man könne nicht eine zynische Haltung gegenüber allem Möglichen einnehmen. Sein darf man es nicht. Übrigens, noch was anderes. Meine Vorstellung von »didaktisch«, von »was Aussagen« etc. ist nicht so grimmig. Die Funktion des Humors wird in diesem Lande unterschätzt; der Humor ist eher aufklärerisch als das Tragische.

STEFAN AMZOLL: Brecht konterkariert in seinen Arbeiten den »guten Menschen« und sagt: Die Umstände erlaubten ein Gutsein

nicht. Es scheint nicht mehr zeitgemäß zu sein, in den inneren Zusammenhang der »großen Unordnung« zu leuchten. Oder?

MARIANNE BRÜN: Was heißt »nicht mehr zeitgemäß«? Wir leben in einer Gesellschaft, in der der Versuch, ehrlich und aufrecht zu leben, schwer bestraft wird. Schauen Sie, es gab in Ostdeutschland Leute, noch mehr wohl in der Sowjetunion, die nach der Wende geäußert haben, sie verstünden den Unterschied zwischen Marktwirtschaft und Verbrechen nicht. Die Leute verstehe ich gut. Es gibt eben einerseits die von der Macht sanktionierten Verbrechen und andererseits die für die Macht nicht nützlichen Verbrechen. Es dauert eine Weile, bis man sich da auskennt.

STEFAN AMZOLL: Ich würde Sie gern nach Privatem fragen. Ich weiß, daß Sie darüber nicht gern reden. Aus der Kortner-Familie sind Sie die einzige, die noch lebt.

MARIANNE BRÜN: Ja, von der Familie Kortner leider; es gibt aber auch die Familie Brün, meinen Mann und meine zwei Söhne. Beide Familien bedeuten mir ungeheuer viel, sind mit unendlicher Liebe und Zärtlichkeit verbunden und gar nie mit Langeweile. Ich habe es gut und habe es gut gehabt. Daß ich mich nicht gerne über Kortner hier äußern möchte, liegt hauptsächlich daran, daß ich ihn nicht für mein Thema in der Öffentlichkeit halte, aber auch, weil ich von Kindheit an es nicht leiden konnte, beurteilt und behandelt zu werden, je nachdem, wie Leute zu meinem Vater standen. Davon haben mein Bruder und ich genug gehabt.

STEFAN AMZOLL: Eine Art von Sippenhaft?

MARIANNE BRÜN: Ja, sowas ähnliches. Außerdem ist Tochter-Sein nicht mein Beruf.

STEFAN AMZOLL: In der Familie erzogen zu werden, was hieß das? Was passierte da? Welchen Wert messen Sie der Erziehung bei?

MARIANNE BRÜN: Ich weiß kein anderes, aber das Wort »Erziehen« habe ich gar nicht so gerne: das »ziehen« darin stört mich. Gerade das haben meine Eltern nicht gemacht.

STEFAN AMZOLL: Das Wort geht nicht, weil damit so viel Schindluder getrieben wurde durch die ganze Geschichte hindurch.

MARIANNE BRÜN: Wir müssen vielleicht ein anderes Wort suchen, wichtiger noch, lernen, das »Ziehen« an Kindern zu unterlassen. Und übrigens: Warum soll das, was ich von der Gesellschaft fordere, nämlich daß jeder an den für ihn oder sie wichtigen Entscheidungen beteiligt sei, nicht auch für die Kinder gelten. Sie wollen und sollen gefragt werden. Von Befehlen, Regeln und Anordnungen lernen sie meistens entweder zu befehlen oder zu folgen. Beides führt eher zu einer Katastrophe, als zu einer von mir erwünschten Gesellschaft.

STEFAN AMZOLL: Sie engagieren sich in der »Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit«...

MARIANNE BRÜN: Die ist in vielen Ländern aktiv, wurde 1915 in Den Haag gegründet und ist die älteste Frauen-Friedensorganisation in der Welt. Damals, 1915, kamen Leute aus mehreren Ländern zu einer Friedenskonferenz in Den Haag – ein letzter Versuch, den Krieg aufzuhalten; die Frauen durften aber nicht in den Saal. So wurde diese Frauen-Liga auf den Treppen vor dem Eingang gegründet. Ich möchte hinzufügen, daß die Liga auch die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen fordert, die erst Frieden und Freiheit ermöglichen.

STEFAN AMZOLL: Dazu gehört sicher viel Mut. Nochmals: Können die heutigen Verhältnisse überhaupt ermutigen?

MARIANNE BRÜN: Nein, die heutigen Verhältnisse können nicht ermutigen. Also muß Ermutigung von woanders herkommen, zum Beispiel vom Wollen, vom Begehren her. Wissen Sie, ich bin nicht ganz so naiv, wie ich vielleicht klinge. Ich weiß wohl, wie schwer es ist, heute überhaupt weiterzumachen, sich Mut zu machen. Vielleicht ist auch, wie viele denken, alles sinnlos. Aber alles sinnlos zu finden, braucht kein Denken, keine Phantasie, vor allem braucht es mich nicht. Das können andere. Lieber riskiere ich, mich geirrt zu haben, und führe dabei ein bewegtes, interessantes, ausgefülltes und, ja, auch vergnügtes Leben, als verbittert und gelangweilt darauf zu pochen, daß alles sinnlos sei. Plötzlich kann eine richtige Zeit da sein, und meine Hoffnung bleibt, daß irgendwann ein Hebel gefunden wird, der mehr, als man voraussieht, bewegen könnte.

STEFAN AMZOLL: Meinen Sie mit Hebel revolutionäre Massen?

MARIANNE BRÜN: Meine Vorstellung ist keine Massenbewegung. Massenbewegungen haben kein schönes Bild bei mir hinterlassen. Sie sind allzu angewiesen auf eine Hierarchie, die notwendig festfährt, und die ich deshalb für gefährlich halte. Hierarchien muß es wohl geben, aber ich finde ganz wichtig, daß es fließende Hierarchien sind, die nicht erstarren. Die müssen sich auch verändern. Bei Massenbewegungen ist das schwer. Wenn es viele kleine Gruppen gäbe, die zwar nicht gleichgesinnt sind, wohl aber miteinander kooperieren, wäre das viel wünschenswerter.

STEFAN AMZOLL: Wie geht man mit der Frage des Gebrauchtwerdens um? Jeder hat das Bedürfnis, sich zu erweisen und will zeigen, hier bin ich, ich tue was, guck doch mal. Und der einzelne fragt: Werde ich denn überhaupt gebraucht? Daß man sie nicht benötigt, ist auch eine neue Erfahrung vieler Ostdeutscher.

MARIANNE BRÜN: Die meisten Menschen in der Welt von heute werden überhaupt nicht gebraucht. Also wächst mein Interesse, die Gesellschaft so zu ändern, bis jeder in ihr gebraucht wird und das auch spürt.